Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Von unserer Pflicht, Gott zu loben, und der Notwendigkeit des Lobgebetes.

Unsere Pflicht, Gott zu loben, steht sozusagen in unserer Geburtsurkunde, von der wir unlängst sprachen, geschrieben. „Natus est“ — Er ist geboren und „Natus sum“ — Ich bin geboren, das ist schon ein Lobspruch auf den Schöpfer. Damit schreiben wir unseren Ursprung ihm, dem Schöpfer zu. Es ist ein Bekenntnis seiner Macht, ein Beweis seiner Güte und Weisheit, daß wir vernünftige Wesen sind, die ihn erkennen können.

Die ganze Schöpfung, groß und klein, ist ein Werk Gottes und verkündet seine Ehre. Das tut der Grashalm und die Fliege, die auf ihm sich sonnt, das tut der Tautropfen und das fleißige Bienchen, das an ihm saugt. Das tut besonders jedes lebende Wesen, das da, wenn auch unbewußt, einstimmt in den Lobpreis des gütigen Schöpfers. Das soll aber am meisten das Wesen, das Gott nach seinem Ebenbild erschaffen und mit hohen Geistesgaben ausgestattet hat, der Mensch.

„Homo sum“ — Ich bin ein Mensch, das ist nicht bloß der Grundtitel unseres Adels und unserer Würde in der Schöpfung, unseres Vorranges unter den Mitgeschöpfen, sondern auch der Grund unserer besonderen Verpflichtung, Gott zu loben und zu preisen.

„Gedenke des Herrn, der Dich gemacht hat.“ (V. Moses 39.) Diesem Mahnruf, der jedem denkenden Geschöpf gilt, muß für den Menschen, der seine Natur und ihre Vorgänge erkennt, hinzugefügt werden: „Gedenke des Herrn, der Dich so, wie Du eingerichtet und beschaffen bist, geschaffen hat. Vor ihm, der Dich ins Leben rief, vor seinem Angesicht, sollst Du, wie es im Psalm 94 heißt, jubeln, sollst als sein vernünftiges Geschöpf allen anderen in seinem Lobe vorangehen. „Mein bist du“, so steht gleichsam auf Deiner Natur geschrieben, „Er hat uns gemacht, und nicht wir selbst“. „Dei sum“ — Ich gehöre Gott, — bin sein Eigentum, so kannst Du mit der hl. Angela v. Foliquo, die diese Worte auf den Aermel ihres Gewandes schrieb, auf das Gewand des Fleisches schreiben, das Deine unsterbliche Seele bewohnt.

Zur Ehre und zum Lobe bist Du in die Welt gekommen und sollst Du in dieser Welt leben, die aber nur ein Durchgang zu jener Stätte ist, zu der Du berufen bist, und wo das Lob des Allerhöchsten ewig wiederklingt.

Die Geheime Offenbarung schildert uns in der für uns verständlichen Bildersprache, wie im Himmel das dreimal „Heilig“ erschallt, und wie vor dem Throne Gottes sich die Huldigung der Aeltesten vollzieht, indem sie ihre Kronen vor dem Lamme niederlegen.

Dieser Dienst des Gotteslobes vollzieht sich auch auf Erden in der Gemeinde der Heiligen. Die Kirche Gottes auf Erden übt auf dem ganzen Erdenrund Tag und Nacht eine Huldigung, die im Einklang mit dem ewigen Lobe Gottes steht, das ihm von den Scharen der Engel und der seligen Geister unablässig dargebracht wird. Was ist der Gottesdienst, die Liturgie der Kirche, das gemeinsame und private Breviergebet, kurz, der ganze Gottesdienst der Kirche auf Erden anders als ein Gotteslob, eine Huldigung, ein Dienst des dreieinigen Gottes, dem Lob und Ehre gebührt von allen Kreaturen im Himmel wie auf Erden.

Was soll der Tag des Herrn, der Sonntag, der die Menschen auf Erden vom Aufgang bis zum Niedergang zum Lobe Gottes aufruft anders sein als ein Tag des Lobes und der Verherrlichung, der Anbetung und Huldigung vor Gott.

P. W.

Kirche und Nobiles Nordpol-Expedition.

Kirche und Fortschritt. — Die wissenschaftliche Bedeutung P. Gianfranceschis. — Das kirchliche Gebet um Rettung der Expedition. — Frühchristliche Expeditionsfahrten.

(Nachdruck verboten.)

Mit größter Anteilnahme verfolgt seit Wochen die gesamte Welt das erschütternde Schauspiel, das sich in der weißen Einsamkeit der Arktis vollzieht. Und mit einer ebenso großen Anteilnahme steht die Kirche diesen Ereignissen gegenüber. Mehr wie je hat sich gerade bei diesem Unternehmen gezeigt, mit welch tiefem Verständnis die Kirche — entgegen aller üblichen Behauptungen, sie täte es nicht — den heutigen technischen Errungenschaften und ihrem steten Fortschritt gegenübersteht.

So vor allem in der Mitgabe des vom Hl. Vater gesegneten Polkreuzes. Wie dieser ehrenvolle Auftrag vollzogen wurde, davon geben die Telegramme Zeugnis, die im Anschluß an die Ausführung gewechselt wurden. **Als das Kreuz, ein triumphierendes Unterpfand der Königsherrschaft Christi über alle Nationen, niedergelassen wurde, meldete Nobile an den Hl. Vater:**

„Am 24. dieses Monats, um 1 Uhr 30 Minuten, haben wir das Kreuz, welches Eure Heiligkeit uns anvertrauten, auf das Eis des Nordpols niedergelassen.

Ich und meine Kameraden drücken Eurer Heiligkeit den Dank für die hohe Mission aus, die uns anvertraut worden ist und erneuern den Ausdruck unserer tiefsten Zuneigung.

General Nobile.“

In dem Antworttelegramm spricht der Hl. Vater seine hohe Freude hierüber aus und betont, daß dieses Datum für immer feststehe in den Annalen des Glaubens, der Wissenschaft und in dem Vaterlande eines Marco Polo und Columbus.

Darüber hinaus hat die Kirche ihre starke Anteilnahme auch noch dadurch zum Ausdruck gebracht, daß **ein eigenes vom Hl. Vater dazu beauftragter Geistlicher, der Jesuitenpater Gianfranceschi, an der Expedition teilnahm.** Auch dieser Pionier der Wissenschaft verdient mit einigen Worten gekennzeichnet zu werden. Von hervorragender Geistesveranlagung hatte er sich zuerst dem Studium des Ingenieurfaches zugewandt, trat dann aber, im Alter von 20 Jahren, 1896 in die Gesellschaft Jesu ein. Nach seiner religiösen Ausbildung promovierte er in Mathematik und Naturwissenschaft und wurde darauf Professor am Jesuitenkolleg zu Rom. Der weitere Aufstieg seiner glänzenden Laufbahn führte ihn bis zur Gregorianischen Universität, deren Rektor er 1926 war, und an die Universität Rom, für die er seitens der Regierung besondere Lehraufträge erhalten hatte. P. Gianfranceschi ist vor allem Physiker und Mathematiker. Seine Hauptstudien bilden Untersuchungen über die Zusammensetzung der Materie, über die Beschaffenheit der Moleküle, der Atome und der Elektrone, worüber er grundlegende Werke veröffentlichte. Als Vertreter des päpstlichen Stuhles konnte er an den Arbeiten des Völkerbundes über die neue Kalenderreform mitarbeiten. Ausgedehnte Reisen in Deutschland, Belgien, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten bereicherten das Blickfeld des vielerfahrenen Mannes außerordentlich. Gleich Pius XI. war auch er ein hervorragender, an die härtesten Strapazen gewohnter Sportsmann und schuf in diesem Sinne am Institut Massimo die Pfadfindergruppe der „Giovani Esploratori“. — So steht Pater Gianfranceschi vor uns, ein Mann des Lebens und der Wissenschaft, der Kirche und des Staates, dem von allen Seiten glückliche Rückkehr gewünscht wird.

Die ganze Sorge der Kirche um die in der fernen Eiswüste vom bitteren Tod bedrohte Mannschaft zeigt sich noch einmal in dem eigens verfaßten, kirchlich approbierten Gebet um die Rettung derselben:

„O großer und barmherziger Gott, der Du den Winden und dem Sturme befiehlst, der Du mit milder Hand die Polarexpedition gesegnet hast, welche die kühne Besatzung der „Italia“ zum Triumph des Glaubens und zum Wohle der Menschheit unternommen hat, wolle doch, wir bitten Dich inständig darum durch die Verdienste Unserer Lieben Frau von Loretto, der Beschützerin der Luftschiffahrt, Umberto Nobile und seine tapferen Gefährten bewahren; lasse sie heil und gesund zurückkehren, auf daß sie mit der ganzen Welt Dir Lob und Dank zollen können. Amen.

⁂

Da heute die „fortschrittliche“ Welt zu glauben scheint, **kühne, gefahrvolle Forschungsreisen** seien eine spezifisch moderne Angelegenheit, ein Ruhmesblatt allein des neuzeitlichen Forschungsstrebens, darf kurz darauf hingewiesen werden, daß die Kirchengeschichte auch von recht romantischen Expeditionsfahrten zu berichten weiß. Wir meinen hier nicht gefahrvolle Missionsreisen ins Herz fast unerforschter Länder fremder Erdteile. Das frühchristliche Irland bewohnten Mönche mit einer eigenartigen Aszetik: sie verließen die Heimat und unternahmen abenteuerliche Meerfahrten und Streifzüge in die ferne Welt, — weniger um großer Forschungsresultate willen, die nebenbei gewiß auch erzielt wurden, sondern um der inneren Abtötung willen. Für den Iren war das Verlassen der Heimat stets ein Opfer. Aus Liebe zu Gott unternahmen sie damals Pilgerfahrten, die den Reisen eines Odysseus glichen; ein solcher abenteuerliche Mönch war z. B. Columba, der spätere große Bekehrer Schottlands. Wenn heute bei den gefährlichen Expeditionsreisen die wissenschaftliche Ernte immer mehr als gering angesehen wird, stehen die eigentümlichen Pilgerfahrten der irischen Mönche wegen ihres charismatischen Segens um so größer da in der Geschichte der Forschungsfahrten.

Th. M.

Für unsere Kleinen.

Als mir die Großmutter aus der Heiligenlegende vorlas.

Wie ein Heiligenkämmerchen lag es hinter der niedrigen, braungestrichenen Türe das Altersstübchen der Großmutter, mit den weißgetünchten Wänden, den blitzsaubern Leinengardinen und den alten, braungebeizten Möbeln.

Und da drinnen wohnte die liebste, beste Frau, die ich beinahe noch lieber hatte, als meine eigene Mutter. Sie war in meiner Frühjugend mein guter Geist — und wenn ihr helles Leinenhäubchen irgendwo auftauchte und ihr gutes, von vielen Falten durchzogenes Gesicht mir entgegen lächelte, fühlte ich mich behütet und geborgen. Jede Sorge trug ich hinauf ins Altersstübchen der Großmutter — und wenn sie mir dann leise zuredete und mir mit den rauhen und doch so zarten Händen durch die Haare strich, sank all mein kleines Kinderleid in Nichts zusammen, und schien wieder in allen Ecken die Sonne.

Wenn an den langen Winterabenden, die oben im Waldlande noch viel länger und stiller sind als hier unten an der unruhigen Saar, die Schneeluft um das Haus heulte und rüttelte, der Vater hinter dem Ofen saß und aus Birkenreisern Besen band, oder mit dem Schneidmesser an einem Sensenwurf oder Hackenstiel bosselte, die Mutter emsig mit den Stricknadeln klapperte, und die Geschwister mit leisem Gutenachtgruß in die Schlafkammer schlüpften — schlich ich jedesmal die Speichertreppe hinauf zur Großmutter. Dort drückte ich mit zager Hand auf den Türgriff, trat auf den Zehen in die Stube und setzte mich, ohne ein Wort zu sagen, hinter den kleinen Windofen mit den fratzenhaften Männerköpfen.

„Da bist du ja“, sagte dann die Großmutter, von ihrer dicken Heiligenlegende aufschauend, schob die alte, mit einem Zwirnfaden geflickte Brille für einen Augenblick auf die gerunzelte Stirn, stand auf, warf einige dicke Holzscheite in den singenden Windofen, ging zurück zu ihrem aus Weiden geflochtenen Sorgstuhl und befeuchtete den Zeigefinger an den vom Alter etwas verzogenen Lippen, dann schlug sie zwei, drei Seiten im Buche zurück und las mir die Lebensgeschichte des Tagesheiligen vor, damit ich sein Tun und Handeln zum Beispiel nehmen konnte fürs spätere Leben.

Wenn dann ihre weiche, gute Stimme durch die Stube drang, lag ich auf dem Dielenboden hinter dem Windofen, hatte den Mund, um besser hören zu können, bis hinter die Ohren geöffnet und starrte mit großen Augen hinauf auf den Balken unter der Zimmerdecke und sah dort Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, mit goldenen Heiligenkränzchen um den Kopf, zu mir herunterwinken. Ich hörte sie, wenn der Sturm um das Haus jammerte, auf der Folterbank seufzen und stöhnen, horchte auf das Prasseln des Scheiterhaufens, sah das Schwert des Scharfrichters blitzen und spürte den Flügelschlag heiliger Seelchen, die, ohne Leib und Glieder, gleich den Kinderengelchen am Weihnachtsbaume, mit lächelndem Antlitz und zwei schneeweißen Flügeln hinaufschweben in den Himmel, in den Schoß des lieben Herrgotts.

Aber nicht immer hörte ich den Flügelschlag der gemarterten Heiligen. Nicht immer lag ich mit aufgesperrtem Mund hinter dem Windofen. Manchmal, wenn die Großmutter vom Riesen Christopherus, der die Leute und das Jesuskind durch den Fluß trug, oder vom Drachenbezwinger Georg, dem Rittersmann mit der Eisenrüstung und der spitzen Lanze, vorlas, oder vom Martertod oder thebäischen Legion in Trier erzählte, konnte es vorkommen, daß ich mit geballter Faust in der Stube stand, mit den Augen funkelte, böse den Kopf schüttelte und mich über die starken Männer, welche, ohne sich zu wehren, ihren Kopf unter das Henkersbeil beugten, furchtbar ärgerte.

„Das waren Dummköpfe“, sagte ich dann zur Großmutter, schaute verächtlich zu dem mit silbernen Nägeln beschlagenen Heiligenbuch hinüber und spürte, wie es mir in der Brust rumorte und kochte.

In solchen Stunden zog mich die Großmutter auf ihren Schoß, zupfte mich leise am Ohr und sagte: „Du dummer Junge, weißt du denn nicht, daß auch der Heiland ohne sich zu wehren am Kreuze gestorben ist — warum soll es der heilige Gregor oder Christopherus nicht tun?“

Trotz dieser Erklärung der Großmutter war ich nicht zufrieden. Mein Kinderkopf konnte die große Entsagung und Aufopferung der Heiligen nicht fassen — und meine wilde Waldbubennatur wehrte sich gegen ein Sterben ohne Kampf. Als die Großmutter einmal über die Legende eingenickt war, zog ich den breiten Zimmermannsbleistift des Vaters aus der Hosentasche und machte den beiden Heiligen schwarze Gesichter.

Als die Großmutter am Abend darauf diese Schandtat bemerkte, schickte sie mich sofort ins Bett und verbot mir für eine ganze Woche den Eintritt in ihre Stube.

Dieses Verbot war für mich eine große Strafe. Schlief ich doch sonst im warmen Himmelbett der Großmutter hinter der Betschere und dem blumigen Kattunvorhang, von dem schützenden Arm der Großmutter umschlossen — und mußte ich doch jetzt mutterseelenallein neben der alten Fruchtkammer schlafen, dort, wo die Mäuse über der Decke raschelten und huschten, und der Sturm am Fenster klopfte und drohte.

Als sich in einer kalten Januarnacht vor der Schlafkammertüre unser schwarzgefleckter Kater mit einer fremden Katze balgte, mit den Krallen an der Türe kratzte und dabei gespenstig heulte, knurrte und fauchte, lag ich mit klopfender Brust und leisem Zähneklappern unter der schweren Federdecke. Ich verkroch mich immer tiefer in die Kissen und den Strohsack und faßte mir den festen Vorsatz, niemals mehr das Gesicht eines frommen Heiligen mit dem Bleistift zu bekritzeln und morgens die Großmutter um Verzeihung bitten.

Ein andermal hatte ich einen schlimmen Haß auf die Scharfrichter und Statthalter, welche St. Barbara und die heilige Agnes zum Martertode zwangen, geworfen, und nahm mir vor, mich an ihnen zu rächen.

Als die „Bas Marei“, eine Freundin der Großmutter, eines Abends mit ihrem langen Strickstrumpf in unsere Heiligenandacht hineinschneite, gab mir die Großmutter die Erlaubnis, im Heiligenbuch herumzublättern und die vielen Bilder zu betrachten. Diese seltene Gelegenheit benutzte ich dazu, den bösen Männern mit den Fingernägeln die Augen auszukratzen und ihnen mit einem spitzen Drahtnagel tiefe Löcher in den Hals und die Brust zu stechen. Daß ich dadurch das schöne Buch verdarb, kam mir damals noch nicht in den Kopf. — Als die „Bas Marei“ endlich ihr Plauderstündchen abgebrochen und mit einem heiseren Schlafen

Zeppelin.

Von Prof. Dr. Eugen Wolbe.

(Nachdruck verboten.)

Für den empfänglichen Menschen gestalten sich die entscheidenden Wendepunkte seiner Lebenspilgerfahrt zu Feierstunden der Seele, auch ohne daß ihnen die Religion eine besondere Weihe zu verleihen braucht. Je nach der Intensität unseres Gemütslebens verehren wir auch eindrucksvolle Ereignisse auf kulturellem und politischem Gebiete als unverlierbare Erlebnisse. Durchwebte nicht ein Glücksgefühl jeden, über dessen Haupt zum ersten Male ein Luftschiff surrend seine Bahnen zog? Wer einstmals unter atemloser Spannung in Berlin, Wien, Dresden oder Düsseldorf den majestätischen Vogel silbrig flimmernd im Sonnenschein daherrauschen sah, der vergißt nimmer, mit welcher Begeisterung damals von Mund zu Mund der stolze Name flog: Zeppelin!

Deutschland blickte zu einem Helden friedlicher Eroberung auf.

Die Zeppelins stammen aus Mecklenburg. Der Vater des genialen Erfinders war nach Schwaben ausgewandert und hatte sich hier mit einer französischen Baronesse vermählt. Am 8. Juli 1838 wurde dem jungen Paare der erste Sohn, Ferdinand, geboren. Auf dem Gute Girsberg bei Konstanz, das der Großvater den Eltern überließ, verlebte der Knabe eine sonnige Jugend. Privatlehrer bereiteten ihn für die Oberklasse der Stuttgarter Realschule vor, aus der er nach Jahresfrist auf das dortige Polytechnikum überging. Obwohl Ferdinand Offizier werden wollte und zu diesem Zwecke die Kriegsschule in Ludwigsburg bezog, ließ er sich nach seiner Beförderung zum Leutnant (1858) zum Besuche der Universität Tübingen zwecks Studiums der Staatswissenschaften, der Chemie und des Maschinenbaues beurlauben. Als Oberleutnant erhielt er einen abermaligen — einjährigen — Urlaub, um im Hauptquartier der Nordstaatenarmee am amerikanischen Bürgerkriege teilzunehmen (1863). Daß er hierbei zum ersten Male zwecks Beobachtung mit einem Fesselballon aufsteigen durfte, war für Zeppelin ein Erlebnis von entscheidender Bedeutung.

Nach seiner Rückkehr kämpfte er auf seiten Oesterreichs gegen — Preußen; 1870 zog er als Generalstabshauptmann in den Deutsch-französischen Krieg. Der ebenso kühne wie erfolgreiche Erkundungsritt, den Zeppelin von Hagenbach nach Wörth unternahm und durch den er den deutschen Heeren einen schnellen, treffsicheren Vorstoß gegen Mac Mahon ermöglichte, machte seinen Namen gleich in den ersten Wochen des Krieges berühmt. Nach dem Feldzuge stieg Zeppelin auf der Stufenleiter militärischer Ehren vom Rittmeister zum General empor, schied aber im Herbst 1891 aus dem Militärdienste aus, um fortan seine Kräfte für die Herstellung eines lenkbaren Luftschiffes mit starrem System, d. h. innen und außen versteift, einzusetzen. Eingebettet in ein glückliches Familienleben, schlug Graf Zeppelin mit Frau und Tochter seinen Wohnsitz in Stuttgart auf.

Bereits 1873 hatte der Graf ein in Zellen (zur Aufnahme von Innenballons) geteiltes Luftschiff gezeichnet, aber erst 1892 gewann sein Plan greifbare Gestalt. Eins fügte sich zum andern: Metallgerippe, zylindrische Form, Vorrichtungen für Höhen- und Seitensteuerung, Gondeln, Motore; aber da die Fachleute an der Festigkeit und Stabilität des Luftschiffes zweifelten, lehnte das Kriegsministerium jede Unterstützung des Unternehmens ab. Nunmehr forderte der Graf in einem Aufruf zur Gründung einer Luftschiffbaugesellschaft auf, den der „Verein deutscher Ingenieure" warm befürwortete. Zum Bau einer Ballonhalle schenkte der König von Württemberg dem Grafen ein Gelände bei Friedrichshafen am Bodensee.

Im Jahre 1900 war das erste Modell vollendet. Am 2. Juli legte das Luftschiff mit Aluminiumgestänge, zwei steifbefestigten (also nicht schwingenden) Gondeln, die je einen Daimlermotor trugen, innerhalb von 17 Minuten in einer Höhe von 400 Meter die Strecke von 6 Kilometer zurück (Friedrichshafen—Immenstadt). Nach weiteren Probeflügen konnte es am 21. Oktober zum ersten Male nach seinem Ausgangspunkte zurückkehren. Zeppelins Erfindung hatte sich demnach glänzend bewährt. Die Teilung des langgestreckten Ballons in Kammern, die gleichmäßige Verteilung der Last durch zwei getrennte Arbeitsmaschinen und das in vertikaler Richtung tätige Steuer hatten dem Luftschiff die bis dahin größte Eigengeschwindigkeit sowie Steuerbarkeit verliehen. Dennoch fand der Graf erst sieben Jahre später die gewünschte Unterstützung durch das Deutsche Reich. Im Herbst 1907 konnte er bereits acht- bis zwölfstündige Fahrten landeinwärts unternehmen, im Juli 1908 eine solche südwärts in die Schweiz.

Kurz darauf feierte Graf Zeppelin seinen 70. Geburtstag. Längst war er Ehrenbürger von Friedrichshafen und Ehrendoktor der Dresdener Technischen Hochschule. An seinem Ehrentage verliehen ihm auch Konstanz und Stuttgart das Ehrenbürgerrecht, die Universität Tübingen die Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften, von den Ordensauszeichnungen ganz zu schweigen.

Da der Bau der Luftschiffe nunmehr finanziell gesichert war, verließ eine dieser Riesenzigarren nach der anderen die gewaltige Werft. Rückschläge, wie der Brand des Zeppelinballons bei Echterdingen (5. August 1908), trugen nur dazu bei, das Band gegenseitigen Vertrauens zwischen dem Erfinder und dem deutschen Volke enger zu knüpfen. Eine sofort eingeleitete Sammlung zum Bau eines neuen „Zeppelins" erbrachte in wenigen Wochen 6 Millionen Mark. Angesichts der einmütigen Hilfsbereitschaft des deutschen Volkes legte der Erfinder das Bekenntnis ab: „Meine Wehmut ist in stolzes Glücksgefühl gewandelt, und mit gerührtem Dank und freudigster Begeisterung übernehme ich den mir von der Nation gewordenen Auftrag zum Weiterbauen." Tatsächlich konnte bereits im Herbst 1908 ein neues Luftschiff vom Stapel laufen, welches die preußische Heeresverwaltung bald danach als „Z. 1" übernahm.

Fahrten nach den verschiedensten Städten Deutschlands, ja selbst nach Kopenhagen und Spitzbergen, verliefen ohne Zwischenfall — bis am 17. Oktober 1913 das erste Marineluftschiff „L. 2", der achtzehnte in Friedrichshafen gebaute Zeppelin, in Berlin-Johannistal, wohin er übergeführt worden war, einer Explosion zum Opfer fiel, die es vollständig zerstörte; 28 wackere Piloten büßten hierbei ihr Leben ein.

Der Weltkrieg kam, und mit ihm jene Verwendung der Luftschiffe zur Erkundung und zum Bombenabwurf, die im Feindeslande den Namen „Zeppelin" mit dem Nimbus maßlosen Grauens umwob. Bei Lüttich, Ostende, Paris, Nancy, Warschau, Bukarest, überall unterstützten „Zeppeline" die Tätigkeit der deutschen Artillerie. Zwei Luftschiffe gingen hierbei zugrunde: „L. 29" sank bei der Rückkehr von der englischen Küste infolge Motorbeschädigung ins Meer; das andere, „LZ. 77", fiel bei Revigny hinter den französischen Linien nieder und ward von seinem Führer, Hauptmann Sturm, den es unter sich begrub, in Brand gesteckt. Auch bei einem Luftangriff auf London von seiten mehrerer Luftschiffgeschwader wurden zwei Zeppeline durch englisches Abwehrfeuer vernichtet.

Glücklicherweise hat Graf Zeppelin das Ende des nutzlos geführten Krieges nicht mehr erlebt. Im Februar 1917 ward er in Berlin von einem Darmleiden befallen, dem er trotz gut verlaufener Operation am 8. März im Westsanatorium erlag.

Die Verjüngungskur.

Humoreske von Gerd Dagobert.

Nachdruck verboten.

„Hast du alles, Grete?"

„Alles," lächelte sie zurück und reichte die Hand durch das Fenster. „Aber du siehst auch nicht gut aus," sagte sie plötzlich warm und besorgt. „Ich glaube fast, du hast eine Verjüngungskur nötiger als ich."

Er lachte zuerst, doch als dann der Zug aus der Halle gedampft war und er das Taschentuch einsteckte, mit dem er seiner Frau Lebewohl zugewinkt hatte, fielen ihm die Worte wieder ein. Ja, er war in der letzten Zeit zu stark geworden und hatte keine gesunde Farbe... Doch schließlich braucht man dies mit fünfzig Jahren noch nicht als unabänderlich hinzunehmen. Wie wäre es, wenn er die kommenden Wochen kurz entschlossen dazu benutzte, wieder jung zu werden? —

„Ich nehme heute abend kein Fleisch," erklärte er daheim seiner Stütze. „Bringen Sie etwas dünnen Tee und Butterbrot — kein warmes Essen. Zum Morgenkaffee erbitte ich nur ein altes Brötchen."

„Leiden Sie denn an einer Magenverstimmung?" „Ich würde Ihnen gern einen Tee..."

„Nein, nein," wehrte er fröhlich ab. „Ich werde zu dick, ich sitze und esse zu viel. Ich will schlank werden."

„Aber jetzt, wo Ihre Gattin nicht hier ist? Wird sie mir nicht die Schuld geben, wenn Sie schlecht aussehen?"

„Keine Bange Fräulein Frieda," sagte er väterlich. „Ich hoffe, daß meine Frau Sie zu dem beglückwünschen wird, was Ihre Küche aus mir macht."

Wieder allein, fand er seine Haltung beim Gehen verjüngungsbedürftig. Er würde die Brust herausnehmen, das Gewicht des Körpers mehr auf den Zehen ruhen lassen... Und weshalb trug er stets einen Spazierstock bei sich? Ein Spazierstock hemmt die Leichtigkeit eines unbehinderten Gehens. Und dann fort mit diesen hohen Schuhen! Ein neuer, flotter Hut fehlte ihm. Im Spiegel besah er prüfend sein Gesicht. Zehn Minuten später ließ er sich beim Friseur das Haar auf 3,5 mm schneiden und den schönen, blonden Schnurrbart wegnehmen. Die Stütze lief abends kreischend aus dem Zimmer, als sie ihn erblickte, und es fiel schwer, sie davon zu überzeugen, daß er wirklich kein fremder Mann war.

Um System in seinen Kurplan zu bringen, konsultierte er einen Arzt. „Vierzig Pfund zuviel," stellte der fest, nervöses Herz, schlaffer Magen. Treiben Sie Sport?"

„Ich gehe abends häufig eine Stunde spazieren."

„Machen Sie sich zur Regel, täglich bei jeder Witterung zwei Stunden im Freien zu verbringen. Fasten Sie! Kein Fleisch, kein Alkohol, wenig Gewürze — dafür viel frische Früchte, Gemüse, saure Milch! Sollten Sie sich die Berufsgrillen durch irgend eine Liebhaberei vertreiben und Ihre Gedanken anderweitig beschäftigen können, so würde das Ihr Gesamtbefinden nur günstig beeinflussen."

Was da für ihn in Frage käme, überlegte er lange. Er hatte nie Briefmarken, Steine oder alte Münzen gesammelt; schließlich ging er kurzentschlossen zu einem Tanzlehrer in einen entfernten Stadtteil, der ihn bereitwillig in einen Zirkel bejahrter Tänzer einführte, und wenn er das Wiegen und Kreuzen der Beine in schweißtriefenden Stunden auch nicht bis zur Vollendung erlernte, so wurde er zweifellos gelenkiger dadurch. Es fiel indes schwer, seinen Plan in allen Teilen unverbrüchlich durchzuführen. Freunde und Bekannte wagten Anspielungen auf seinen kahlen Kopf, seine leere Oberlippe, seine Stammtischfeindschaft, er mußte zudem gegen den Hunger kämpfen und seinen Durst mit Zitronenlimonade löschen. Der Willensstärkung diente es, daß die Waage bereits nach drei Wochen eine Gewichtsabnahme von vier Pfund verzeichnete; er konnte nun Angriffe leichter abwehren.

„Sie sehen jetzt besser aus," sagte der Junggeselle eines Tages zu ihm, der im gleichen Hause wohnte und seines Frauenhasses wegen berüchtigt war. „Was wird aber Ihre Gattin sagen, wenn sie Sie ohne Schnurrbart sieht?"

„Sie wird bedauern, daß ich mich so spät entschlossen habe."

„Wirklich? Dann wundere ich mich aber sehr..."

„Glückliche Ehemänner spielen nicht gern den Verwandlungskünstler, das überlassen sie neidlos den Junggesellen."

Abends lachte er noch über die zornfunkelnden Augen, die sich wortlos abgewandt hatten. Doch was kümmerten ihn andere? Er hatte Wald- und Luftbad in der freien Zeit, ließ das Gesicht von der Sonne bräunen und wagte sich ins Schwimmbad. Punkt 23 Uhr ging er allemal ins Bett. Die große Welt um ihn versank; er las nur die Ueberschriften in der Zeitung. Zuweilen blätterte er noch in einem Bändchen lyrischer Gedichte, denn er wollte auch im Fühlen und Denken wieder jung werden.

„Zehn Pfund hast du nun verloren?" schrieb ihm seine Frau in der fünften Woche. „Und gehst nicht mehr zum Kegeln, spielst keinen Skat? Da sieht man, wie die Männer leiden, wenn die Frauen ihnen fehlen. In acht Tagen komme ich zurück, du wirst Augen machen, wenn du mich siehst."

„Und du erst!" schmunzelte er. Er hatte ihr nicht verraten, daß er seinen Schnurrbart geopfert hatte und man ihm auch sonst anmerkte, daß er in der Jungmühle gewesen war.

Mit einem Blumenstrauß erwartete er Grete auf dem Bahnsteig. Er gefiel sich selber, er malte sich aus, was sie sagen, wie sie ihn mustern würde, wenn sie ihn erkannte. Als der Zug donnernd einfuhr, war er ganz glücklich.

Er erkannte sie gleich. Sie sah frisch aus, ihre Bewegungen waren jugendlich. Es machte ihm Spaß, sie etwas suchen zu lassen.

„Hast dich aber verändert," gestand sie dann lächelnd nach einem anfänglichen Schrecken. „Der arme Schnurrbart!"

„Und mein kahler Kopf," scherzte er und nahm den Hut ab.

„Lackschuhe trägst du auch und bunte Strümpfe —".

„Ich habe mich nach deinem Vorschlag einer Verjüngungskur unterzogen."

„Und die Krawatte hast du viel flotter gebunden."

Da wurde er ganz kühn. „Ich habe sogar an einem Tanzkursus teilgenommen."

Er hätte es besser nicht gesagt, denn nun war mit Grete nicht mehr zu reden. Die Tränen kamen ihr, er mußte ein Auto nehmen, sie machte ihm im Wagen Vorwürfe. Nichts konnte sie beruhigen. Die Eifersucht, die böse Eifersucht, verließ sie den ganzen Tag nicht.

Doch am nächsten Morgen, als er spät zum Kaffee erschien, fiel ihr vor Schreck der Kuchen aus der Hand. „Wie siehst du denn aus?" fragte sie bestürzt.

„Ich hab' nur den alten Anzug angezogen und eine billige Krawatte umgebunden. Das sind die hohen Schuhe.. Ja, ich will wieder alt werden, damit du ruhig bleibst. Rasieren lasse ich mich nicht mehr. Leute meines Alters müssen Bärte tragen." —

---

gut" zur Türe hinaus gehuscht war, trat ich mit flammenden Augen und herausgedrückter Brust vor die Großmutter und sagte: „Schau, ich hab es den bösen Männern eingebrockt. Tot habe ich sie gestochen und ihnen die Augen ausgekratzt. Die sollen keine Heiligen mehr martern und quälen."

Damals hat die Großmutter auch ein böses Gesicht gemacht und mich gescholten. Trotzdem aber sah ich, wie über ihr gutes Gesicht ein zurückgehaltenes Lächeln huschte. Am folgenden Abend durfte ich wieder zu ihr kommen, ein sicheres Zeichen, daß sie selbst die Scharfrichter und Statthalter nicht leiden konnte und meine Rache trotz der Schelte billigte. Fünf herrliche, schöne Winter hindurch verlebte ich so die Abende hinter dem Windofen und zu den Füßen der guten Großmutter. — Ich betete mit ihr den Rosenkranz vor dem geschnitzten Hausaltärchen des toten Großvaters, nahm beim Schlafengehen Weihwasser aus dem kupfernen Kesselchen neben dem Himmelbett, ließ mich von der Großmutter, — deren erster Enkel ich war — hätscheln und pflegen. Ich bekam stets zwei „Zuckerknüppchen" in den starken Bohnenkaffee, leckte mit den Fingern den schwarzen Hollunderbeerhonig aus dem Glas, ließ mir von der Großmutter die schönsten Aepfel auf der Ofenplatte braten, trank die Milch ihrer Kuh, die sie noch unten im Stalle stehen hatte — und war ein braver, guter Junge.

Im Weltkriege ist die gute, alte Großmutter am Schmerz über ihre beiden gefallenen Söhne gestorben — und aus ihrem Enkel ist längstens ein Mann geworden, der heute noch von den schönen Stunden im Stübchen der Großmutter träumt. Während ich dieses schreibe, liegt sie vor mir, die alte Heiligenlegende der Großmutter. Der Lederdeckel hat den schwarzen Glanz verloren und ist abgeschabt und brüchig. — Matt glänzen die alten Silbernägel — und im Buche sind sie noch zu sehen, die ausgekratzten Augen, die schwarzen Gesichter und durchlöcherten Bilder.

Während ich in ihm blättere, sehe ich es wieder vor mir liegen, das alte Stübchen der Großmutter. — — Schneeweiß leuchtet die getünchte Wand und schwarz der mit Ofenruß gestrichene Fuß. Hell gescheuert sind die breiten Eichendielen. Der alte Eichenschrank mit der geschnörkelten Türe knarrt. In der bunt gestrichenen Truhe tickt der Wurm. An den Fenstergardinen zupft der Wind. Die alte Schwarzwälderin mit dem blumigen Zifferblatt tickt steif und müde. Auf dem geschnitzten Hausaltärchen steht unter dem großen Glaszylinder das kupferne Kreuz des Heilandes — zu beiden Seiten knien zwei Engel. In der Wandnische hängt das Bild und der Soldatenstrauß des Großvaters. Der Windofen knistert und summt so traulich und heimlich. Und am wackeligen Tisch mit der rotkarierten Tischdecke, sitzest du, liebe Großmutter, hast dein weißes Häubchen auf dem grauen, gescheitelten Haar, die Brille auf die Stirne geschoben — die verschafften Hände in den Schoß gelegt und schaust mit deinen gütigen, alles verzeihenden Augen zu mir herüber, als wolltest du etwas sagen.

Ihr Kinder, was will uns wohl die Großmutter sagen? — Ihr wißt es nicht — ich weiß es und will es euch verraten. Die Großmutter sagt: „Schaut oft in die Heiligenlegende und nehmt euch das Leben und Sterben der Heiligen zum Vorbild." Ich aber sage euch: „Wenn ihr noch Großeltern habt, dann tragt die guten, alten Leute, trotz ihrer Schwäche auf den Händen. Seid ihnen gehorsam wie euren Eltern und versauert ihnen nicht die letzten Tage durch kleine Bosheiten und Frechheiten. In manchen Häusern haben die Kinder gar keine Achtung und Ehrfurcht mehr vor den Eltern ihrer Eltern. Hoffentlich gehörst du, liebes Kind, nicht zu diesen Bösen, Herzlosen" — und mit diesem Wunsche will ich meine heutige Erzählung schließen.

C. Sch.